In freier Stunde

Die beiden Merks

(7. Fortsetzung.)

Eine Schulgeschichte von Hans Eschelbach

Kaum war er wieder zehn Minuten in seiner Wohnung, da wurde die Tür heftig aufgerissen und Merk taumelte herein, blaß wie der Tod, entsetzt, ganz außer sich.

„Herr Lehrer, sie ist tot! Sie ist tot!“ rief er.

„Wer?“

„Sie! Meine Frau! Vor meinen Augen ist sie von der elektrischen Bahn überfahren worden — vor meinen Augen, vor meinen Augen!“

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen, er zuckte am ganzen Körper und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Vor meinen Augen!“ murmelte er immer wie geistesabwesend. „Vor meinen Augen!“

Königsdorf fürchtete um den Verstand des Mannes. „Welch ein entsetzliches Schicksal!“ sagte er. „Aber wie geschah das?“

„Ich weiß ja nicht . . . mir läuft alles rund! . . . Lisa!“ schrie er plötzlich verzweifelt, „Lisa!“ Und dann weinte er.

Königsdorf wartete eine geraume Weile, um dem ganz aus dem Gleichgewicht gebrachten Geiste des Mannes Zeit zur Sammlung zu lassen; dann fragte er: „Auf welcher Straße war es?“

„Auf dem neuen Wall.“

„Ihr saht es selbst?“

„Mit eigenen Augen . . . Sie kam also über den neuen Wall und hinter ihr her der Kerl, der Schuft. Er war betrunken, und sie schien sich vor ihm zu fürchten und sich von ihm fortmachen zu wollen. Er aber faßte sie am Handgelenk und rüttelte sie. Da sah sie mich, riß sich los und lief auf mich zu. In demselben Augenblick kam die Elektrische, und wie sie so kurz vor der Bahn über die Schienen läuft, fällt sie und wird vor meinen Augen überfahren.“ Der Mann seufzte tief auf.

„Und die Leiche?“ fragte Königsdorf dann.

„Sie war so verstümmelt, daß man sie gleich auf den Kirchhof in die Leichenhalle gebracht hat . . . Ach, Lisa! Lisa!“

Wieder weinte Merk und der junge Lehrer versuchte nicht, ihn zu trösten. Erst nach geraumer Zeit sagte er: „Ja, sehen Sie, Merk, nun hat der Tod das geschlichtet, was das Leben wohl kaum noch zu heilen vermochte. Vielleicht hat eure Frau durch den schrecklichen Tod gebüßt, was sie an euch und den Kindern verschuldet. Und dann noch eins: Ihr saht selbst, wie sie sich von dem elenden Menschen losriß, wie sie Hilfe vor seiner Roheit, vielleicht Verzeihung bei euch suchen wollte. Der Tod hat sie ereilt auf dem Wege der Umkehr, auf dem Wege, der sie vielleicht wieder zu ihrer Pflicht geführt hätte . . . Merk, jetzt ist sie tot, mit Toten richtet man nicht! Wollt Ihr ihr jetzt nicht verzeihen?“

„Nein!“ schrie Merk. „Nein, nie nie!“

Er war blaß wie die Wand geworden, er sah den Lehrer an mit funkelnden Augen, für all die Enttäuschung, die er erlitten, wollte er seinen Haß nicht preisgeben, selbst nicht über den Tod hinaus.

„Merk! Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet! Gottes Güte ist größer als die Sünden der Menschen. Wer sagt euch, daß eure Frau nicht bereut hat, daß sie nur mit Gewalt von dem Menschen zurückgehalten wurde? Sie riß sich los, sie kam zu euch, sie starb auf diesem Wege. Ist das keine Buße? Merk, ich bin überzeugt, Gott hat ihr verziehen. Denkt an eure eigenen Sünden, denkt daran, was Ihr an euren Kindern verschuldet und dann wagt es, ein strengerer Richter als Gott sein zu wollen!“

Königsdorf hatte sehr ernst gesprochen. Merk antwortete nichts, er seufzte nur: nach einer Weile sagte er: „Darf ich die Kinder noch einmal sehen?“

„Nein,“ wollte der Lehrer zuerst sagen; aber er fühlte, daß das Vaterherz wach geworden in dem geprüften Manne, der einen Schmerz und einen Kummer trug, für den es im Augenblick keine Linderung gab. Ein Mann, der Schiffbruch gelitten im Strudel des Lebens und der einen rettenden Halt suchte, streckte verlangend die Hände aus nach seinen Kindern. Da gab es kein Bedenken mehr. Die Kinder mußten das Unglück doch erfahren und ob sie einmal weniger schliefen als sonst — — nein wirklich, es machte nichts.

„Wir wollen zu den Kindern gehen. Ihr müßt sie nur nicht erschrecken und es mir überlassen, ihnen das Unglück mitzuteilen. Ihr könnt die Nacht über bei den Kindern bleiben. Das Zimmer ist geheizt und es sind zwei Strohsäcke da; es ist auch besser, als wenn Ihr jetzt allein wäret. Kommt also und sucht euch zu beherrschen.“

Er nahm die Lampe und Merk folgte ihm. Die Kinder schliefen schon, fuhren aber erschrocken in die Höhe, als die Tür geöffnet wurde. Sie hatten so lange das unstäte Leben von Verfolgten geführt, daß die Wachsamkeit sie selbst im Schlafe nicht verließ. Noch vom Schlafe befangen, sahen sie erschrocken um sich und wußten so recht nicht, wo sie waren.

„Es ist gut, Peter . . . Joseph, es ist gut!“ sagte Merk und strich ihnen beruhigend über den Kopf. Dann setzte er sich neben sie und weinte.

„Was ist, Vater? . . . Was ist?“

„Die Mutter — — — die Mutter — — —“

Königsdorf schnitt ihm die Rede ab. „Ihr wißt, Kinder, daß eure Mutter früher sehr gut und brav war. Erst in letzter Zeit ist sie anders geworden. Ich glaube, daß sie krank war, ohne daß ein Mensch es merkte. Es gibt Krankheiten, wo der Mensch sonst gesund ist, aber

seinen Verstand ganz oder teilweise verliert. Mir scheint es fast, als hätte eure Mutter in letzter Zeit nicht recht gewußt, was sie tat. So erkläre ich mir nämlich auch das Unglück, was ihr zugestoßen ist . . ."

Die Kinder sahen den Lehrer erschrocken an.

„Ein großes Unglück ist ihr nämlich zugestoßen. Sie begegnete diesen Abend auf der Straße eurem Vater. Sie wollte zu ihm kommen, sie wollte gewiß nach euch fragen und wieder zu euch kommen und für euch sorgen; aber sie gab nicht acht auf die Straßenbahn, sie fiel vor sie hin und wurde überfahren."

„Vater, Vater!" riefen die Kinder.

„Sie ist tot!" Merk zog die Kinder an sich. Kein Wort wurde mehr gesprochen, man hörte keinen Ton; ganz still und fast unbemerkt rannen die Tränen der Kinder.

„Lisa, ach Lisa!" stöhnte der Arbeiter und schlug die Hände vors Gesicht.

„Wollen wir nicht für sie beten?" fragte endlich Königsdorf.

Und wieder klang die uralte Bitte: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Fünftes Kapitel

„Hinkel! . . . Pst! . . . Hinkel!"

Hinkel, der gerade die Aufsicht auf dem Schulhofe führte, tat, als höre er den leisen Zuruf des Spottvogels nicht.

Stark ließ sich aber nicht beirren; er fuhr sich einmal über sein kurzgeschorenes, rotes Haar und folgte Hinkel, der zu der Gruppe der anderen Lehrer getreten war.

„Wißt ihr auch, daß Königsdorf die ganze Geschichte mit den beiden Merks in einer großen Zeitung veröffentlicht hat?" fragte er.

„Der fühlt sich wohl auch als Schriftsteller berufen, nachdem Kollege Otto Ernst gezeigt hat wie man Tantiemen einnimmt! sagte Herr Schultze und lachte spöttisch.

„Unklug wäre es jedenfalls, solche interne Angelegenheiten ins Publikum zu bringen, nur mit Rücksicht auf das Zeilenhonorar," bemerkte der Rektor.

„Ein Mann ohne Qualifikationen wie Königsdorf wird auch als Schriftsteller nicht viel verdienen," brummte Hinkel und gab einem Jungen einen Wink, ein Stück Zeitungspapier vom Schulhof aufzuheben.

„Versuch es doch selbst einmal, Fridolin, und schreib einen Artikel über ‚die Leiden und Freuden eines Rektorkandidaten'. Für deine Geistesblitze erhältst du, dem doch keine Qualifikationen fehlen, gewiß soviel Honorar, um eine Badereise davon machen zu können."

„Hampelmann!" brauste der Gefoppte auf und schnitt ein böses Gesicht, das um so komischer wirkte, da man statt seiner Augen nur die stark reflektierenden großen Brillengläser sah.

Das Erscheinen Königsdorfs machte der Unterhaltung ein Ende.

„Was macht der Lump?" fragte Herr Wirbel den Ankömmling.

„Welcher Lump?"

„Der Alte, der Merk."

„Er arbeitet," antwortete Königsdorf sehr ernst und ging zu seinen Schülern.

Anderen Tages kam Herr Hinkel mit wichtiger Amtsmiene auf den Spielplatz. Er wußte etwas neues brühwarm von seinem Busenfreunde, dem ersten Sekretär des Schulbüros.

„Wißt ihr das Neueste?" Er strahlte vor Vergnügen, Stark eine bittere Pille geben zu können.

„Natürlich!" rief dieser schmunzelnd, „du wirst nächstens Rektor und wir melden uns alle an dein System!"

„Unsinn, Reinecke!" knurrte Hinkel. „Das Neueste ist: dein Busenfreund Königsdorf — — Wo ist er?"

„In seiner Klasse."

„Königsdorf ist — — —"

Er machte eine Kunstpause, um größeren Eindruck hervorzurufen.

„Nun?"

„Wegen seines Artikels zum Schulrat bestellt!"

„Da haben wir's! Der kriegt sein Fett!" sagte Herr Schultze.

„Natürlich! Das mußte so kommen!"

„Ein Monitum bekommt er ganz sicher!" sagte Herr Hinkel. „Aha, da kommt schon der alte Richter mit dem gelben Brief!"

„Für wen haben Sie was, Herr Richter?" scholl es dem alten Schulsergeanten einstimmig entgegen.

„Für — — — na, für — — — Er ist ja nicht da!"

„Für Königsdorf?"

„Ja, für den!"

Der Schnauzbart sagte das so geringschätzig, als spräche er von Leuten zweiter Güte und faßte dabei den Brief vorsichtig mit zwei Fingern an einem Zipfel, als fürchte er, sich daran zu beschmutzen.

„Geben Sie her: ich bring' ihm den Brief, er ist in seiner Klasse!" rief Stark, nahm das Schreiben und verschwand im Hausflur.

Königsdorf war wirklich zum Schulrat bestellt und trat den Weg zum Schulbüro nicht mit gehobenen Gefühlen an. Verhandlungen auf dem Schulbüro pflegten oft nicht die rosigsten Empfindungen zurückzulassen. Es waren noch zwei andere Lehrer und drei Lehrerinnen im Vorraum, und obschon Königsdorf nicht als Letzter gekommen war, ließ man ihn doch bis zum Schlusse warten.

„Herr Königsdorf, ich habe Sie absichtlich als Letzten vorgelassen, weil ich mich eingehender mit Ihnen unterhalten wollte."

Der Schulrat putzte bedächtig seine goldene Brille, strich sich den langen Bart aufwärts und blätterte dann in den Papieren. „Bitte, nehmen Sie Platz. Einen Augenblick."

Er überlas noch einmal die Schulakten und wandte sich wieder an seinen Untergebenen. „Es handelt sich da zunächst um Ihren Artikel in der Sache Merk. Es war nicht klug, oder sagen wir, es war übereilt von Ihnen, die Geschichte in die Oeffentlichkeit zu zerren."

„Ich tat es in bester Absicht, Herr Rat."

„Das verkenne ich durchaus nicht; aber Sie hätten sich doch vorher mit mir darüber verständigen können. So wie die Sache liegt — — — na, es könnte jedenfalls anders sein! Die Regierung hat Kenntnis von Ihrem Artikel genommen und mich veranlaßt, über die Angelegenheit zu berichten. Die unbesonnene Publikation amtlicher Dinge muß ich natürlich monieren, Herr Königsdorf."

„Herr Schulrat — — —"

„Bitte! Zu meiner Freude haben die in der Sache eingezogenen Recherchen indes zu einem für Sie nicht ungünstigen Ergebnisse geführt. Nebenbei war ich in der Lage, dem Provinzialschulrat Ihre in Fachschriften veröffentlichten pädagogischen Abhandlungen, die Sie mir damals auf Wunsch zuschickten, vorzulegen und mich für Sie zu verwenden, obschon Sie leider das Mittelschullehrer-Examen noch nicht gemacht haben; aber ich denke, Sie holen das nach. Kurz und gut: die Regierung hat mich beauftragt, Ihnen eine Stelle als Seminarlehrer anzubieten."

Königsdorf war sprachlos: das hatte er nicht erwartet.

„Ich danke Ihnen sehr für Ihr Wohlwollen, Herr Rat, indes — — — — ich möchte doch lieber meine schwache Kraft für die allgemeine Volksbildung als im Dienste einer Standesbildung einsetzen. Ich arbeite im nördlichen Stadtteil, im Fabrik-, im Armenviertel. Die Kinder der Armen stehen mir am nächsten; der Fall Merk hat mich darüber belehrt, wie viel man für die Armen und Unglücklichen tun kann."

„Ja, wenn dem so ist, dann wüßte ich noch eine bessere Stelle für Sie . . . allerdings, das Einkommen ist geringer als das eines Seminarlehrers."

„Das würde ja nichts machen, Herr Rat."

„Würden Sie denn eine Stelle als Lehre an einer — —" er schluckte einmal — „an einer Besserungsanstalt annehmen?"

„Mit Freuden, Herr Rat."

„Ei, das macht sich ja gut! Wenn auch die meisten Ihrer Kollegen in der Versetzung auf eine solche Stelle keine Beförderung erblicken werden — — es soll doch jedenfalls eine Beförderung für Sie sein. Sie verstehen eine Durchgangsstation! Haben Sie sich auf der neuen Stelle bewährt — und ich zweifle nicht daran! — so wird man Ihnen gewiß Gelegenheit geben, sich die nötigen Legitimationen zu verschaffen, um dereinst selbständiger Leiter einer solchen Anstalt werden zu können. Sind Sie also damit einverstanden, wenn ich Sie für die Stelle in Vorschlag bringe?"

„Mit Vergnügen, Herr Rat, selbst wenn sich mir für die Zukunft keine so günstigen Perspektiven eröffnen sollten."

„Es sind aber nicht immer die besten Brüder, die Sie in der Anstalt vorfinden werden!"

„Es sind immer unglückliche Menschen, Herr Rat, Leute, die keine Schonung, keine Nachsicht, keine Nächstenliebe gewöhnt sind. Man muß sie nur für gut halten, um sie besser zu machen . . . Ich danke Ihnen nochmals und hoffe, mich auch in der neuen Stellung Ihres Wohlwollens wert zu erweisen, Herr Rat."

(Schluß folgt.)

Heimkehr

Totensonntagserzählung von Hans Langkow

Der alte Bork, der grauhaarige Tischlermeister, der im letzten Haus des Dorfes hobelte und zimmerte, ist sein Lebenlang ein jähzorniger Mann und ein sonderbarer Kauz gewesen. Nur einer war, den er wirklich gern hatte, für den er schuftete und arbeitete und sorgte, auf daß er was werden sollte im Leben, mehr als ein einsamer Tischler in einem stillen Dorf. Das ist sein Sohn Jörg gewesen, den einzigen von seiner früh verstorbenen Anna.

Aber es war eine harte und rauhe und schweigsame Liebe, die der Alte dem Jungen entgegenbrachte, und wahrhaftig, er hat es nicht leicht gehabt der Jörg von seinen ersten Tagen an, in denen er die Mutter schon verloren. Der Vater hat ihm nie ein sanftes Wort gegeben, alles war nur Befehl und ein kurzes, heftiges Anbelfern. Doch die Absicht war gut. Der Junge lernte nichts Schlechtes unter der strammen väterlichen Zucht. Nur das Weiche fehlte, die mütterliche Hand, die ihm über die widerspenstigen braunen Haare gefahren wäre, und das weiche, liebende Wort — —

Kurz vor dem großen Krieg hat der Jörg dann Soldat werden müssen; er kam zur Infanterie und so das erste Mal aus dem Dorfe hinaus. Ist ihm nicht schwer geworden, sich in die preußische Soldatenzucht zu fügen nach der Erziehung, die er hatte. Im Gegenteil, ihm brachte das Soldatenleben eine neue Welt, neue Freiheiten und Möglichkeiten. Auf Urlaub kam er nur ein einziges Mal, dann nicht wieder. Der Alte und der Junge waren gleich zu sehr aneinandergeraten.

Ein Wunder noch, daß der Jörg dann überhaupt wieder ins Dorf ging, als er zur Reserve entlassen, mit den Gefreitenknöpfen, vom Kommiß kam. Aber er hat eben etwas Besonderes dabei im Sinn gehabt. Das Besondere war ein Mädel, eines Tischlermeisters Tochter, da drüben in der großen Stadt, wo der Musketier Jörg Bork in Garnison gelegen hatte. Na, und wie das so kommt, man war sich schon fast einig, auch die Eltern sahen es nicht ungern, kurz und gut, der Jörg verlangte von seinem Vater Entlassung aus Lehre und Haus, damit er bei dem Herrn Schwiegervater weiter arbeiten, seine Meisterprüfung machen und dann heiraten könnte — — — .

Das aber ist dem alten Bork nun ganz und gar nicht eingegangen. Das konnte er nicht begreifen, daß der Sohn, den er nun solange aufgezogen hatte, so undankbar sein wollte, und hinüber nach der fremden Stadt, zu einem fremden Weib und einem fremden Meister — — —

Er wußte nichts vom Recht der Jugend und es war ihm auch nicht gegeben, sich in anderer Gedanken zu versetzen und einen guten Weg zu suchen, der allen half — — —

So geriet er dann gleich in hellodernde Wut aus verzweifeltem einsamen Herzen heraus und aus der Angst, den Einzigen nun ganz zu verlieren. Aber der Jörg hatte eben auch Vaters Blut und blieb die Antwort nicht schuldig. Und es gab ein hin und her, und dann hat der Alte in seinem jähen Zorn ein blankes Hobelmesser nach dem Sohn geschleudert. Haarscharf ist's vorbeigegangen an des Jungen Kopf, hat die Stirn gestreift an der rechten Schläfe. Ganz blaß ist der Jörg geworden, und dann ist er still hinausgegangen zum Kreisarzt hinüber, und hat sich verbinden lassen. Es ist nicht mehr von der geringen Wunde geblieben als eine eckige, weiße Narbe, die seltsam aus dem braunen Gesicht herausgeleuchtet hat.

Die beiden haben dann kein Wort mehr miteinander gesprochen. Der Jörg hat seine Sachen gepackt und hat hinüber wollen in die Stadt, aber eines Morgens ist ein roter Schein in das Haus geflattert, das war der Gestellungsbefehl für den Gefreiten Jörg Bork; es ist der Krieg gewesen.

Der Junge hat wohl dem Alten die Hand zum Abschied hingehalten, aber es ist ihm schwer geworden, ein Wort über die Lippen zu bringen. Er hatte eben auch einen harten Kopf. Und da hat ihm der Vater einfach die Hand verweigert, und so sind sie geschieden — — —

Und dann ist es alles sehr schnell gegangen. Der Jörg kam mit seinem Regiment nach Rußland. Und der Alte hat jeden Tag vor der Bank seines Häuschens gesessen. Jeden Vormittag ist er um dieselbe Stunde herausgekommen aus seiner Werkstatt oder vom Hof, wo er gearbeitet, und hat auf den Briefträger gewartet. Aber der ist jedesmal mit einem mitleidigen Lächeln vorbeigegangen. Und als er dann vor dem alten Bork stehen geblieben ist, da war sein gutmütiges Gesicht tieferust. Er hat für den Tischlermeister nur ein einziges Schreiben gehabt. Das ist von dem Regiment des Jörg gewesen und darin stand die Mitteilung, daß der Gefreite Bork auf einem Patrouillengange vermißt sei.

Da ist der Alte nur noch stiller und wunderlicher geworden. Er hat mit keinem Menschen mehr gesprochen. Nur morgens zur Postzeit hat er sich noch immer vor die Tür gesetzt.

Eines Tages aber hat er in das Ortsblatt eine große Todesanzeige einsetzen lassen. Es ist kein Datum vom Todestag dabeigewesen, denn den hat er ja nicht gewußt, weil er außer dem Schreiben von damals nie etwas mehr erfahren hat.

Es ist aber noch wunderlicher gekommen. Lange, lange Wochen hat der Alte an einem großen, schönen Sarg gezimmert, und dann ist er zu dem Steinmetzen in die Kreisstadt gefahren, und zum Landrat und zum Bürgermeister gegangen. Und er hat es wahrhaftig durchgesetzt, daß er dem Jörg auf seinem eigenen Grund und Boden ein Denkmal errichten konnte, ein richtiges Totenmal über einem eingegrabenen leeren Sarg, und auf dem Stein hat gestanden: „Hier ruht mein Sohn Jörg."

Und da hat er immer gesessen, Tag für Tag, und hat keine Hand mehr gerührt in der Werkstatt. Der Sarg ist seine letzte Arbeit gewesen. Und die Leute sind nur immer scheu um ihn herumgegangen.

Aber dann ist ein grauer, nebeliger Novembertag gekommen in einem der ersten bösen und dunklen Jahre nach dem Kriege Da ist der Alte schon in aller Frühe zu dem Denkmal gegangen und hat einen großen Strauß Astern mitgenommen. Denn es war ein Sonntag und die Glocken mahnten zum Tage, an dem man der Toten gedenkt. Aber an dem Grabmal, da hat schon

einer gestanden in einem abgeschabten feldgrauen Soldatenmantel und einer schiefen Mütze mit verrosteten Kokarden und einem fiebergelben Gesicht und einem richtigen Landserbart. Aber das ist damals nichts Ungewöhnliches gewesen, denn es sind der entlassenen Soldaten viele, viele durch die Lande gezogen und haben ihre Heimat gesucht.

Aber dem Alten ist ein Glimmen in die Augen gekommen. Ganz langsam ist er auf den Feldgrauen zugegangen. Seine Lippen haben gezuckt, und die Astern in seiner Hand wurden geschüttelt — — —

„Du — —" hat er bloß herauswürgen können.

„Sie müssen mich verkennen," hat der andere schnell gehaspelt, „ich wollte nur fragen, ob Sie den Jörg Bork kennen, der hier beerdigt liegen soll — —"

Der Alte stand wie starr.

„Er ist mein Sohn, und ich habe mich bekümmert um ihn die ganzen Jahre, aber wenn er mich jetzt verleugnen tut, dann — — dann — —" und plötzlich hat es den Alten ganz und gar gegriffen. Er hat die Blumen fallen lassen und die Wut hat ihm am Herzen gewürgt und er hat geschrien:

„Bist's doch selber — meinst, die Narb' erkenn ich nicht —"

Da hat der Jörg schnell zuspringen müssen und ihn in den Armen aufgefangen, und ihm den Rock geöffnet und immer nur gerufen:

„Natürlich bin ich's — — hab doch nicht schreiben können — da heraus aus der sibirischen Gefangenschaft — —"

„Verleugnen willst mich," hat der Alte nur wieder gefaucht.

„Nein, nein, Vater, ich wollt dich nur nicht erschrecken," hat der Junge gestritten.

Und um ein Haar war der Streit unter Lachen und Weinen, unter Umarmen und Freude wieder losgebrochen. Hätt' nicht viel gefehlt, dann hätte der Alte das Grab für sich gebaut gehabt, so hatte ihn das Wiedersehen mit dem Totgeglaubten aufgewühlt.

Sie sind von Stund an nie mehr voneinandergegangen, bis der Tod den Alten eines Tages abberufen.

Der Bote des Todes

Skizze von Herbert Steinmann

„Mit Verlaub, die Herren, das ist ja alles Unsinn," hatte der Landarzt Doktor Nieritz noch am Abend vorher am Stammtisch gesagt, als der alte Driemel, der Apotheker, von Voripuk und Todesboten und anderen abergläubischen Dingen zu erzählen angefangen hatte.

An diesem Morgen aber, als er in seinem einfachen Wägelchen über Land fuhr, weil, wie eine angstvolle Frauenstimme durch den Fernsprecher berichtet hatte, der Bauer Karl Hausen plötzlich auf den Tod darnieder lag, mußte er doch immer und immer wieder an dieses Gespräch denken.

Von den herbstlichen Feldern und Aeckern stieg fahler Dunst auf, klaß stand die Sonne am Himmel. Dumpf polterten die Hufe des Braunen auf der Erde des Sommerweges. Das Geräusch scheuchte eine Schar Krähen auf, die mißtönend krächzend mit schwerem Flügelschlag zu den Kiefern drüben hinüberschwebten.

„Verdammte Totenvögel!" murmelte der Doktor und mußte doch im gleichen Augenblick grimmig lächeln. Wie war man nur auf dieses seltsame Gespräch gestern abend gekommen. Ja, richtig, heute war ja der Dreizehnte.

Heute war der Dreizehnte, und Bauer Hausen lag im Sterben.

„Unsinn," der Arzt schüttelte sich, als könne er das merkwürdig kühle Gefühl damit vertreiben, das ihn unwillkürlich überkroch. Was hatte der alte Driemel, der voller kurioser Geschichten steckte, da gestern noch von Bauer Hausen erzählt.

„Dem hat es auch der Dreizehnte angetan, denn es war just auf einem Dreizehnten, wo ihn sein Bruder, der Ludwig, verflucht hat. Ist wohl ein bißchen hart und stolz von jeher gewesen, der Bauer Hausen. Hat geschuftet und sich gerackert sein Leben lang. Der Ludwig, der Jüngere, war gerad' das Gegenteil, ein liederlicher Bursche, verstädtert und verbummelt, und just auf einem Dreizehnten hat es einen bösen Krach gegeben. Da hat der Bauer dem Ludwig eins mit der Faust auf den frechen Mund gegeben, daß das Blut gleich hell hervorschoß. Der Ludwig hat sein Bündel geschnürt und ist auf und davon. Aber zum Abschied hat er noch geschrien: „Das zahlt sich aus. Denk an diesen Dreizehnten! Wird auch mal ein Dreizehnter kommen, da schick ich dir den Tod ins Haus!" Der Hansen hat seitdem eine seltsame Furcht vor dem Dreizehnten. Hat immer Angst, es könnt ihm was geschehen an dem Tage, und hat doch sonst Nerven von Eisen und Stahl der Mann —"

„He, Liese, schlaf nicht — —" Doktor Nieritz rückt ärgerlich mit den Zügeln und ist sich bewußt, daß er sich selber hätte anrücken sollen, denn er hat doch wahrhaftig da im Nachsinnen und Grübeln bald Ort und Zeit vergessen.

Der Braune fällt wieder in den Zuckeltrab. Nun ist es nicht mehr weit bis zum Hof des Bauern Hausen. Just durch das schwarze Tannenwäldchen da noch, aus dem gerade wieder ein Schwarm schwarzer Krähen aufsteigt. Was mag die Vögel nur erschreckt haben?

Blödsinn, denkt der Arzt, ich werde auch schon abergläubisch, aber er kann es nicht verhindern, daß ihm immer mehr Geschichten einfallen, die er hat erzählen hören, vom Totenwurm, der in der Wand pocht, und von Hunden, die durch die Nacht heulend das Kommen des Sensenmannes ahnten und ankündigten.

Schwarz und dicht stehen die Tannen rechts und links des Weges. Ganz still und einsam ist es hier.

Jetzt erschrickt der Doktor wirklich und zieht plötzlich stramm die Zügel an. Der Braune wiehert ängstlich auf.

Donnerwetter nochmal, was fällt dem Kerl da auch ein, so jäh und lautlos aus dem Dickicht auf den Weg zu springen und sich mit ausgebreiteten Armen, als wollte er zum Anhalten zwingen, vor das Pferd zu stellen.

Des Arztes Hand greift nach der Peitsche, die in der Tülle steckt.

Unwillkürlich starrt er schärfer in das Gesicht des Mannes. Das ist ja ein Totenschädel, so gelblich schimmernd liegt die Haut auf dem fleischlosen Antlitz, so umrahmt von Schatten sind die tiefliegenden Augen. Dürr recken sich die Hände aus einem zerfetzten Radmantel, ein grüner verwetterter Hut mit einer hohnvoll grellen Feder daran klebt auf dem Schädel.

So ungefähr haben sich unsere Vorväter den wandernden Tod vorgestellt, durchfährt es den Arzt unwillkürlich. Dann aber packt ihn der Zorn.

„Aus dem Wege, Mann! Hab keine Zeit für Narrenstreiche!"

Der andere zeigt tückisch lächelnd die Zähne.

„Nicht so eilig — nicht so eilig, Doktorchen, — kommt zu spät, viel zu spät zum Hausen — der Bote war schon da — der Todesbote vom Dreizehnten — hihihi — fahrt zu, Doktorlein — doch zu spät — zu spät."

Jetzt wird es dem Arzte zu bunt.

„Weg da!" Er hebt die Peitsche.

„Zu spät! kreischt der Unheimliche nochmal, dann gibt er den Weg frei, ist mit einem Sprung im Unterholz verschwunden. Wie aus weiter Ferne klingt das höhnische Kichern auf.

Dr. Nieritz treibt das Pferd an. In schnellster Gangart rast er dem Hof entgegen.

Und er kommt doch zu spät! Bauer Hausen ist dem Schlaganfall schon erlegen. Nichts bleibt übrig, als den Totenschein auszuschreiben. Während der Arzt selber verstört und erregt über diese Ereignisse die schluchzende Frau zu trösten versucht, erfährt er auch aus halbabgerissenen Worten und Andeutungen den Kern dieses Unheils.

Ein seltsamer Kerl ist da in aller Frühe auf den Hof gekommen, hat ausgesehen wie der wandernde Tod, und ist zum Bauern in die Stube getreten mit einem tückischen Grinsen. „Heut' ist der Dreizehnte," hat er seine Rede kaum begonnen, da hat der Bauer schon aufgeschrien „Der Todesbote!" und ist zusammengebrochen. Der andere aber ist wie ein Spuk wieder verschwunden.

In tiefen, schweren Gedanken fuhr der Doktor heim.

Nie hat er richtig erfahren, wer der Unheimliche gewesen, der dem Bauer Hausen den Tod brachte. Die Leute haben sich nachher erzählt, es sei der Ludwig selber gewesen, der krank und siech und halb irre aus fremden Ländern heimgekehrt sei, andere erzählten, es sei nur ein halbverrückter Landstreicher gewesen, der beim Herumstreifen in der Gegend die Geschichte vom Dreizehnten gehört hatte und sie sich zunutze machte und an einem Dreizehnten bei Hausen zu betteln oder etwas zu erpressen.

Das Seltsamste aber ist, daß man nie etwas mehr von diesem Manne gesehen und gehört hat, obgleich man nach ihm forschte.

Dem Doktor Nieritz hat die Geschichte viele schlaflose Nächte bereitet.

Und als der Amtsgerichtsrat einmal beim abendlichen Stammtisch ihm seine Bedenken ausreden wollte:

„Aber Doktor, das kann doch nur eine — zugegeben — sehr seltsame Kette von Zufällen sein, nicht wahr?"

Da hat er den Kopf geschüttelt.

„Und was ist Zufall, Herr Amtsgerichtsrat?"